Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 12

Artikel: Das ewige junge Mädchen
Autor: Nussberger, Irene
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066152

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das ewige junge Mädchen

Von Irene Nussberger

Illustration von Fritz Butz

Der Wert und der Reiz des nachfolgenden Beitrages liegt nicht nur in seiner literarischen Qualität. Die Verfasserin ist ein junges Mädchen. Ihre nachfolgenden Skizzen sind ein überzeugender Hinweis darauf, wie wenig alle Umwälzungen der Zeit an der Gefühlswelt des jungen Mädchens von heute zu ändern vermochten.

Tod in der Klasse

Neben mir sass ein stilles, fleissiges Mädchen, das Töchterchen eines Landpfarrers. Sie hiess Elisabeth, wir aber nannten sie kurzweg Lis. Ich kann nicht sagen, ob ich sie gut leiden mochte, sie war viel zu still, um bei uns in der Klasse eine Rolle zu spielen. Sie hatte nur eine Freundin, ein ebenfalls ruhiges Pflänzchen; die beiden waren den ganzen Tag zusammen und kümmerten sich nicht viel um uns. Zuerst waren sie nebeneinander gesessen, jetzt hatte der Lateinlehrer eine Verschiebung für nötig gehalten, und so kam es, dass Lis und ich Nachbarinnen wurden. Zuerst war ich nicht sehr entzückt; aber sobald wir uns besser kannten, wurden wir die besten Kameraden. Ich lernte in Lis unter ihrer stillen Aussenseite einen fröhlichen jungen Menschen kennen, der nur zu bescheiden war, um all seinen Übermut ans Licht zu bringen. Lis war keine sehr begabte Schülerin, sie war fleissig und gewissenhaft, aber dennoch blieben ihre Leistungen unter Mittelmass. Dazu kam noch, dass sie in den Klausuren sehr aufgeregt war und aus lauter Nervosität Fehler machte, die sie wohl hätte vermeiden können. Einzelne Lehrer merkten dies und behandelten sie mit Ruhe und Schonung, andere aber schalten sie faul und ungeeignet fürs Gymnasium.

Eines Tages, es war gerade in der Deutschstunde, höre ich neben mir einen ganz leisen, wehen Ton. Ich sehe Lis erstaunt an, sie hat das Gesicht in beide Hände vergraben, und ich merke, dass sie weint. Ich weiss mir nicht zu helfen und frage nur ganz leise : « Lis, was hast

du ? » Sie antwortet nichts und weint weiter. Ich habe so Angst, dass die Lehrerin sie so sehen könnte, aber die liest voller Pathos Gedichte vor und hört nur sich selber. In der Pause hat sich Lis etwas beruhigt und erzählt mir auf mein Drängen hin, dass ihr Vater einen Brief vom Rektorat erhalten habe, und wenn sich ihre Leistungen bis im Frühling nicht gewaltig besserten, würde sie nicht versetzt werden. Ich muss sagen, ich nahm die Sache ziemlich leicht. Ich hatte auch schon solche Briefe erhalten, hatte mich daraufhin zusammengenommen und war dann immer promoviert worden. Und Lis war ja eine so fleissige Schülerin ! Ich versuchte sie zu trösten; aber ihr Gesicht blieb traurig.

Von da an arbeitete Lis ungeheuer. Sie machte ihre Aufgaben doppelt so sorgfältig wie vorher, lernte, büffelte, und eine Zeitlang ging es wirklich besser. Dann plötzlich kam wieder ein Rückfall; sie hatte schlechte Noten, und die Lehrer, vor allem der Lateinlehrer, giftelten sie an und nannten sie unfleissig.

Lis wurde immer bleicher und aufgeregter, und eines Tages kam sie gar nicht mehr.

Ihre Freundin sagte, sie hätte einen Abszess, es sei nicht schlimm, sie werde bald wieder kommen. Aber eine Woche verging, eine zweite, und noch immer war der Platz neben mir leer. Hie und da erkundigte sich einer der Lehrer nach Lis, fragte, ob wir ihr auch die Aufgaben brächten und liess ihr gute Besserung wünschen.

Eines Morgens kam Lis' Freundin totenbleich ins Schulzimmer und sagte zu einer Kameradin : « Du, d'Lis isch gschtorbe ! »

Ein paar von uns hörten dies, unsere Gesichter wurden ganz kalt, wir starrten uns nur an. Die nächste Stunde war Turnen; wir mussten in die Garderobe, um uns umzukleiden. Die meisten unserer Klasse waren schon dort und schwatzten und lachten. Wir kamen herein, ganz benommen, ohne ein Wort, und begannen uns auszukleiden. Eine Freundin stupfte mich : « Was häsch au ? » Da sagte Lis' Freundin noch einmal ganz laut : « D'Lis isch gschtorbe ! Tot isch sie. » Und weinte plötzlich auf. Still wurden sie, eine murmelte : « 's isch ja nüd wahr ! »

Oben in der Turnhalle war der Rektor. Als er uns hereinkommen sah, sagte er : « Elisabeth X. ist diese Nacht verschieden. » Er fügte noch einige Worte hinzu, ich weiss nicht mehr was. Unsere Turnlehrerin, selbst noch sehr jung, war genau so bleich und erschrocken wie wir; aber sie erliess uns alle die Redensarten, mit denen uns nachher die andern Lehrer überschütteten. Sie sagte nur : « Antreten zum Korbball ! » Wir spielten die ganze Stunde, schweigsam, ruhig; aber das war das Beste für uns. Wir hätten jetzt um die Welt nicht reden hören wollen.

Ich bin der Turnlehrerin noch heute dankbar, dass sie sich damals so fein benommen hat.

Nachher, bei den andern Lehrern, oh, was mussten wir da alles hören ! Der Lateinlehrer, der immer derart brummig mit Lis gewesen war, nannte sie jetzt eine fleissige Schülerin, die uns allen ein Vorbild sein sollte. Die Deutschlehrerin las mit schmerzbebender Stimme Totengedichte vor; was der Mathematiklehrer raspelte, weiss ich nicht mehr. Diese Zeit, in der uns eine Kameradin und den Lehrern eine Schülerin genommen worden war, diese Zeit, die uns den Lehrern hätte näherbringen sollen, entfremdete uns ihnen ganz. Nie hatten wir mehr gesehen, wie wenig wir verstanden wurden, als jetzt, wo eine Bank leer war in unserm Zimmer und wo die Lehrer traurige Gesichter zur Schau trugen.

Zur Beerdigung fanden wir uns vollzählig ein. Auch Lehrer und Lehrerinnen waren da, alle schwarz und feierlich. So traurig ich auch war, ich hätte keine Träne vergiessen mögen, angesichts der so schmerzerfüllten Lehrer.

Auf dem Heimweg hatte die Deutsch-

lehrerin wohl das Gefühl, uns in unserer Not beistehen zu müssen. Sie brachte allerlei von einer zu früh verwelkten Blume hervor und verabschiedete sich dann endlich von uns, wohl mit dem Bewusstsein, der Jugend eine Stütze und Führerin zu sein.

Wie wir nachher erfuhren, hatte Lis wirklich einen Abszess gehabt, Eiter war ins Gehirn gedrungen und hatte den sofortigen Tod herbeigeführt.

Am andern Tag und die ganze Woche hindurch waren wir alle sehr schweigsam; aber dann kam wieder Neues, andere Dinge erforderten unser Interesse, und heute denken wir nur noch ganz selten daran, dass wir ja im Grunde nicht mehr vollzählig sind. Aber das muss ja so sein.

Mache und Wirklichkeit

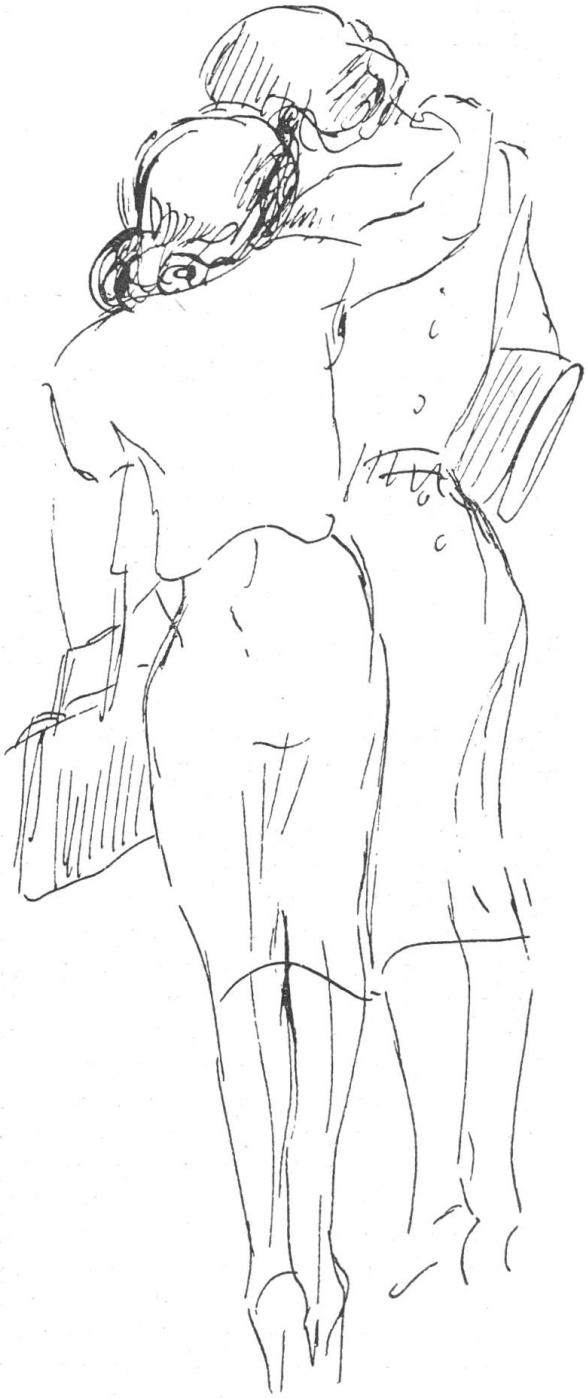
Klubhütte Parsenn! Wir schnallen die Skier ab, stampfen den Schnee von den Schuhen und gehen ins Innere. Der Raum ist wie gewohnt gedrängt voll. Überall sitzen blaubehoste Menschlein herum, löffeln Suppe oder trinken ein Skiwasser. Die Mädchen haben die Hemdärmel emporgestülpt, eine Hand in der Hosentasche vergraben und kommen sich vor wie eine Leni Riefenstahl. Die Männer dagegen schneiden fürchterlich auf: « Ou du, mei du, dänn han ich en Chrischti gschnellt du ...» Der gewohnte Hüttenbetrieb! Mir gefällt es hier nicht; es herrscht ein Ton, der viel zu natürlich klingt, um noch natürlich zu sein. Sobald ich meinen Tee getrunken habe, sage ich meinen Kameradinnen: « Ich gehe ein wenig „idiotenhügeln", vielleicht mache ich mich schon an die Abfahrt. Auf alle Fälle warte ich unten in der Schwendi. » Ihnen ist's recht so, denn man kommt nicht alle Tage in die Parsennhütte, und übrigens windet's draussen stark.

Es ist eisig kalt, kaum kann ich die Felle abziehen, so steif sind meine Finger. Aber schliesslich habe ich das alles erledigt und wandere zur Wasserscheide. Es ist einsam hier um diese Zeit, denn erstens ist es kalt, und dann scheint auch die Sonne nicht. Und Parsenn ohne Sonne ist gar nichts Grossartiges. Vom Tal herauf steigt Nebel, die Berge öffnen sich vor mir nur wie durch einen Vorhang, kaum habe ich etwas gesehen, so verdecken schon wieder Nebelschwaden die ganze Herrlichkeit. Aber mir ist das alles gleichgültig, es ist herrlich, einmal allein zu sein mit leise knirschendem Schnee und den dunkeln Felsen vom Weissfluhjoch. Jetzt bin ich an der Wasserscheide, hier beginnt die Abfahrt. Der Abhang ist nicht sehr angenehm; auf der Seite hat es überall Steine, und da heisst es ziemlich vorsichtig sein. In langsamem Slalom fahre ich hinunter, und freue mich an dem Wind, der mir ins Gesicht bläst, freue mich am Schnee, an Parsenn, freue mich an allem. So, jetzt kann man Schuss machen, hier gibt's keine Steine, und es geht ein gutes Stück immer gleichmässig bergab. Ich hocke mich nieder und gleite ohne einen einzigen Kristi über das Feld. Schnell geht's, immer schneller, Skifahren ist doch wunderbar; aber eigentlich ist es hier so neblig, dass ich nicht mehr so recht sehe, wohin ich fahre; aber doch, hier ist ja die Tafel mit « Conterser Schwendi » darauf, ein Schwung, links hinunter; undeutlich hebt sich etwas aus dem Nebel, eine Stimme ruft: « Achtung, Steine! » und schon spüre ich einen jähen Aufprall; er wirft mich hart nach vorn, mein Kopf schmerzt, und für einen Moment ist alles dunkel. Wie ich aus der augenblicklichen Benommenheit wieder zu mir komme, höre ich dieselbe Stimme von vorher: « Hat es nichts gemacht? » Und zugleich stoppt vor mir ein Junge von zirka 17 Jahren. « Doch », sage ich kleinlaut, « der Spitz! » « Oha, aber ich habe ja einen Ersatzspitz da; so ist dann wenigstens die Abfahrt nicht ganz verdorben. Übrigens, verrückt sind Sie gefah-

ren und dann noch in der Hocke ! » Ich lache verlegen, denn im Moment weiss ich keine Antwort. Er beginnt sachkundig an meinem Ski herumzuschnitzeln, befestigt seinen Aluminiumspitz daran und frägt endlich: «Sind Sie allein hier?» « Ja, aber ich erwarte meine Freundinnen unten in der Schwendi. Wir wohnen in einer Hütte in Frauenkirch. » « Aha, Frauenkirch, da war ich letztes Jahr. Jetzt bin ich mit meinen Eltern in Wolfgang. Ich fahre aber lieber allein, meinen Eltern ist es zu unbequem. So, jetzt können Sie wieder losgehen ! » Ich danke ihm herzlich, und nun ziehen wir gemeinsam weiter. Fabelhaft fährt der Junge ! So elegant und leicht. Ob er wohl auch von Zürich ist ? Mir scheint, ich habe ihn schon gesehen. Gerade da ruft er : « Wie geht's, kommen Sie gut nach ? » « Ja, ja », antworte ich, obwohl er sehr schnell fährt und mein Ski mich ziemlich hindert. Jetzt kommt die schwierige Passage durch den Wald. Er fährt einfach über alle Hindernisse hinweg, während ich stemme so fest ich kann, denn ich habe genug von vorher. Noch ein kurzer Schuss, und wir sind an der Neuen Schwendi. « So », sage ich, « da muss ich nun warten. » « Ja », sagt er. So stehen wir beide verlegen da. « Sind Sie von Zürich ? » frage ich. Er : « Ja, ich habe Sie schon oft gesehen. Sind Sie nicht bei den Pfadfinderinnen ? » « Ja, sind Sie auch Pfadi ? » « Ja, Winkelried; übrigens : Fredy Forster. » « Irene Nussberger. Bleiben Sie noch lange hier ? » « Fünf Tage. » « Kommen Sie doch einmal zu uns nach Frauenkirch ! » Er : « Sehr gern ! » Ich : « Vielleicht morgen um sechs Uhr ? » Er : « Sehr gern. » Ich : « Dort oben höre ich meine Freundinnen. » Er : « Ja, also auf Wiedersehen ! » Ich : « Also morgen ! »

– – – – – – – – –

Er ist dann wirklich gekommen, und wir haben einen sehr vergnügten Abend verbracht. Meinen Freundinnen gefiel er gut, sie gefielen ihm gut; aber ich gefiel ihm doch am besten. Ich habe es schon gemerkt, wie er mich hie und da verstohlen betrachtete, und es hat mich jedesmal irgendwie glücklich gemacht.



Susel Bischoff Geheimnisse, Federzeichnug

Diese letzten fünf Tage der Winterferien waren die schönsten. Ich mochte keine Tour mehr machen als auf Parsenn, und merkwürdigerweise war dann jedesmal auch Fredy dort.

Als wir dann wieder heim und in die Schule mussten, trafen wir uns jeden Tag am Bellevue, er trug mir meine Mappe, und zusammen gingen wir dann heim.

In jener Zeit musste ich in der Deutschstunde einen Vortrag über « Kameradschaft » halten. Dieses Thema sagte mir sehr zu; ich hielt eine schwungvolle Rede mit vielen Phrasen und sagte zum Schluss : « Kameradschaft kennt kein Geschlecht ! Wir können mit Knaben gehen so wie mit Mädchen, wir sehen in ihnen nicht das Männliche, sondern den Kameraden usw. » Der Vortrag fand grossen Anklang, ich war stolz auf meine aufgeklärte Auffassung und kam mir als Ideal eines modernen Menschen vor. Um zwölf Uhr traf ich wie gewohnt Fredy am Bellevue, wir plauderten ein wenig, und ich erzählte ihm auch von meinem Vortrag. Er hörte schweigsam zu und fragte dann endlich: «Ja, meinst du, dass eine solche Kameradschaft zwischen Bub und Mädchen immer möglich ist ? » « Natürlich », erwidere ich, « immer und unter allen Umständen ! » Da sagte er nichts mehr. – Nachmittags in der Mathematikstunde schiebt mir meine Nachbarin einen Zettel zu, worauf sie geschrieben hat : « Nennst du das Kameradschaft, wenn man sich alle Tage trifft und sich die Mappe tragen lässt ? Ich sage dem : Verliebt sein ! » Ich zerreisse nur den Zettel und flüstere ihr ein empörtes « Chuebabi » zu. Aber nachher überlege ich mir die Sache doch. Im Grunde hat sie recht. Fredy behandelt mich nicht wie eine Kameradin. Er wartet auf mich, ist galant, ich glaube, er ist sogar verliebt. Vielleicht bildet er sich ein, dass auch ich in ihn verliebt bin. Aber das würde mir gerade noch fehlen! Er ist mein Kamerad, nichts weiter, und es ist wahr, Kameraden warten sich nicht und sind nicht galant. Das muss ich ihm abgewöhnen !

Von diesem Tag an bin ich mit Fredy ausserordentlich kurz, gehe immer einen andern Weg als er, und wenn ich ihn doch einmal sehe, erzähle ich ihm von andern Kameraden und treibe es soweit, dass er mir endlich einen Brief schreibt, worin er kurz und bündig frägt, ob er mich beleidigt habe, dass ich nichts mehr wissen wolle von ihm. Auf das hin schreibe auch ich ihm einen Brief, einen Brief, in dem ich ihm klarlege, dass er nur (nur unterstrichen) mein Kamerad sei, dass ich nie in ihn etwa «verkracht» gewesen sei, und dass er gar nicht mehr zu kommen brauche, wenn er mir etwa mehr sein wolle. Dieses Opus überschicke ich ihm, stolz, weil ich meiner Auffassung gemäss gehandelt habe.

Fredy wartete auf das hin nie mehr.

Ich habe meinen Freundinnen die Sache erzählt, sie gaben mir recht, nannten Fredy einen Menschen, der gar keinen Sinn habe für etwas Tiefes, der einmal Wartenweiler lesen sollte usw. Aber ich weiss nicht, ganz wohl war mir nicht dabei. Es fehlte mir etwas, es war mir etwas verlorengegangen, und ich glaube nicht, dass das Kameradschaft war.

Erst heute bin ich mir im klaren. All das Reden um Kameradschaft war ja nur Mache. Er war mir so wenig Kamerad wie ich ihm. Im Volksmund würde man sagen : Wir gingen miteinander. Als moderner Mensch wollte ich das nicht haben, ich redete mir darum etwas ein, das gar nicht vorhanden war. Meine Kameradschaft war Mache. Aber was ist die Wirklichkeit ? Wenn ich ihm etwa heute begegnen, grüssen wir uns, gehen aber sonst fremd aneinander vorbei. Dann kann ich plötzlich traurig und wehmütig werden und mich insgeheim einen Narren schelten. Und ich glaube, das ist die Wirklichkeit.

Der Streit um das Leben
(Eine Schulgeschichte)

Lang, hager steht die Lehrerin am Katheder : « Signorine, ecco i loro componimenti.» Die jungen Mädchen zucken erschreckt zusammen. Jetzt wird es wie-

der etwas absetzen! Signorina ist berüchtigt wegen ihrer Nervosität und Unduldsamkeit. « Viele Arbeiten sind ganz nett, einige mittelmässig und nur mit einer bin ich ganz unzufrieden. » Ihr Blick schweift über die Klasse, dunkel, drohend; allen Schülerinnen klopft das Herz bis zum Halse, und manche Gesichter werden blass. Die Lehrerin fühlt diese Angst, der ganze Raum ist ja erfüllt davon. Sie sieht die erschreckten Augen, die verkrampften Hände; all dies merkt sie, und, erfüllt vom Bewusstsein ihrer Macht, bleibt ihr Blick in der letzten Reihe haften. Sie meint mich, ich habe es geahnt. Mein Gesicht ist ganz kalt, ich halte den Atem an. Wird sie mich jetzt wieder bloßstellen? So vergehen einige Augenblicke, dann greift die Gestalt da vorn zu einem Heft und beginnt mit der Kritisierung der Fehler. Alle Aufsätze sind zurückgegeben, alle bis auf einen, den meinigen. Jetzt gellt schrill die Schulglocke. Ein erlöstes Aufatmen geht durch die Klasse, während die Lehrerin der Türe zuschreitet. Die Klinke in der Hand, wendet sie sich noch einmal um, winkt mir. « Signorina, begleiten Sie mich hinaus! » Ich erhebe mich mit zitternden Knien und denke nur immer: « Zeig nicht, dass du Angst hast, lächle hochmütig. » In dieser Verfassung eile ich hinter ihr her ins Lehrerzimmer. Es ist ein grosser, imposanter Raum mit vielen Kästchen, in denen die einzelnen Professoren ihre Bücher aufbewahren. Niemand ist drin, nur die Signorina und ich. Sie kramt in ihren Sachen herum und zieht endlich mit spitzen Fingern ein Heft heraus. Ihre Stimme klingt hohl durch den Raum: « Fräulein, ich muss sagen, Sie haben mich sehr enttäuscht. Sehen Sie, was ich unter Ihre Arbeit geschrieben habe: puerile! Denn, Signorina, Sie sind doch jetzt 17 Jahre alt, da sollte man doch von einem Menschen eine gewisse geistige Reife verlangen dürfen. Aber was Sie da schreiben ist derart kindlich, um nicht zu sagen kindisch, dass ich Ihnen erwidern muss: Ihnen geht jedes Verständnis für

Susel Bischoff — Federzeichnung

Bildung ab. Ich gab Ihnen ein Thema: La bellezza della vita. Und alle Ihre Kameradinnen fühlen richtig, dass das Schönste im Leben die Kultur ist; nur Sie schreiben: Wenn ich in einer Wiese liege, wenn ich auf einem Gipfel oben stehe, wenn ich mich vom Wasser tragen lasse, kurz, wenn ich in der Natur bin, dann fühle ich, dass das Leben schön und lebenswert ist. Das ist doch wirklich unreif. Sehen Sie das nicht ein? » Sie hat all das gesagt, ohne mich anzusehen. Ihr schmaler Kopf mit den grauen Haaren ist gesenkt; mit ihrer dünnen, mit Kreide beschmierten Hand deutet sie auf meine « unreife » Arbeit.

Ich starre sinnend immer nur diese Hand an, die nicht eine Frauenhand ist, sondern die Hand eines nur geistigen Menschen. Da ertönt wieder ihre tiefe, nervöse Stimme: « Nun, Signorina, sehen Sie das ein oder nicht? » Ganz erschreckt stottere ich: « Natürlich ja, aber, eigentlich nein, ich... » « Signorina, was ist das für ein Gestammel, Sie wissen, dass ich nur klare Antworten haben will! » In diesem Moment geschieht mit mir eine vollständige Wandlung. Bisher hatte ich gezittert und gebebt vor der « allmächtigen » Professorin, war kriecherisch gewesen, hatte ihr geschmeichelt, wo ich nur konnte, hatte es gemacht wie alle meine Kameradinnen. Jetzt aber, wo sie mich gerade heraus fragte, ob ich einsehe, dass das, was meine tiefste Überzeugung war, unreif und kindlich sei, jetzt konnte ich nicht lügen. Ich musste die Wahrheit sagen, sollte ich auch deswegen zum Gymnasium herausgeekelt werden. Immer noch ihre Hand betrachtend, sage ich leise : « Nein, Signorina, ich sehe das nicht ein. » Ihre Hand krampft sich zusammen, dass die Knöchel spitz hervortreten, sie erhebt das Gesicht und, die Augen halb schliessend, spricht sie: « Signorina, ich habe wohl nicht recht gehört... Sie haben gesagt, dass Sie diesen Aufsatz nicht kindisch finden? » Ich nicke nur; mir ist etwas schwarz vor den Augen. « Es ist also Ihre Überzeugung, dass nur die Natur das Leben reich macht? Warum gehen Sie denn ins Gymnasium? In diesem Falle brauchen Sie ja nichts zu lernen! » Endlich raffte ich mich wieder zusammen: « Ich will den Geist nicht vernachlässigen, ich will lernen und wissen, aber, wenn ich gelernt habe und wenigstens einen Bruchteil von allem Wissen kenne, dann will ich in die Natur hinaus, mich in der Natur erneuern und vereinfachen und in ihr ganz Mensch sein. » Die Lehrerin vor mir lächelt ironisch, zuckt überlegen die Achseln und sagt nur: « Kindlich, wirklich kindisch. Wie alt sind Sie eigentlich? » Ich möchte weinen vor Wut, möchte irgend etwas Schreckliches tun, um diesen «Nur-Geist» vor mir von seinem Piedestal herunterzureissen, aber statt dessen knurre ich nur: « 17 Jahre, Signorina. » « 17, nun da könnten Sie etwas weiter sein. Aber ich will nicht mit Ihnen weiter diskutieren, das ist ja sinnlos. Ich konstatiere nur, dass es in diesem Gymnasium Schülerinnen gibt, die bestimmt nicht hineingehören. Das Gymnasium (sie erhebt sich und steht in ihrer ganzen Grösse vor mir), das Gymnasium ist eine Stätte der Kultur, meine Liebe, und wissen Sie, was Kultur ist? Kultur ist: Ein schönes Buch lesen, schöne Musik hören, Kultur ist Schönheit des Lebens. Und das verstehen, das lernt man im Gymnasium. Und wer das nicht einsieht, der gehört eben nicht hinein. Ha capito? » Sie streckt mir mit einem vernichtenden Blick das Heft entgegen, ich nehme es und schreite zur Türe. Gerade will ich hinaus, da höre ich noch einmal ihre Stimme, die mich zurückruft. Ich gehe noch einmal ins Zimmer und bleibe in der Mitte stehen und schaue sie fragend an. « Was wollen Sie eigentlich werden? » Ich fühle soviel Spott, Herausforderung und Verständnislosigkeit in diesen Worten, dass vor meiner Wut aller Respekt verlorengeht. Und so spreche ich laut: « Heiraten und Mutter werden! » Ich bin doch zu ängstlich, um die Wirkung meiner Worte zu erwarten, schnell gehe ich hinaus.

Es ist ungeheuer, was ich getan habe; ich bin verloren. Während ich schweren Herzens nach Hause gehe, habe ich eine Vision: Vor meinen Augen tanzt eine gelbe Karte. Darauf ist vorgedruckt: Promoviert. Aber das « Promoviert » ist durchgestrichen...